

Werk

Label: Periodical issue

Ort: Berlin

Jahr: 1900

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?523137273_0002|log10

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Die Denkmalpflege.

Herausgegeben von der Schriftleitung des Centralblattes der Bauverwaltung, W. Wilhelmstraße 89.

Schriftleiter: Otto Sarrazin und Friedrich Schultze.

II. Jahrgang.
Nr. 2.

Erscheint alle 3 bis 4 Wochen. Jährlich 16 Bogen. — Geschäftsstelle: W. Wilhelmstr. 90. — Bezugspreis einschl. Abtragen, durch Post- oder Streifbandzusendung oder im Buchhandel jährlich 8 Mark; für das Ausland 8.50 Mark. Für die Abnehmer des Centralblattes der Bauverwaltung jährlich 6 Mark.

Berlin, 31. Januar
1900.

[Alle Rechte vorbehalten.]

Die Wiederherstellung des Schüttings in Bremen.

Im Jahre 1537 beauftragten die Elterleute, Vorsteher der Bremer Kaufmannsgenossenschaft, einen Antwerpener Meister mit der Erbauung eines Gildehauses am Bremer Markte. Das Haus, ein stattlicher Hausteinbau von mehr als 26 m Länge und 12 m Breite, wurde im Jahre 1538 vollendet. Seinen alten Namen „Schütting“ hat es bis heute behalten. Mit seiner Hauptfront dem steinernen Roland und dem vielgliederten Rathshaus zugewandt, in dessen Formen sich die Macht der alten Hansestadt und der berechnete Stolz ihrer Bürger lebendig ausspricht, beherrscht der durch seine schlichte Größe Achtung gebietende Schütting die Südseite des Marktes. Zur Zeit seiner Erbauung war in Bremen der Oberrheinische Sandstein, den man schon seit Jahrhunderten von der oberen Weser bezog, der vornehmste Baustein. Auch am Schütting sind alle äußeren Theile, Verblendung und Sculpturen, aus diesem schönen und haltbaren Materiale gearbeitet. Der Bau wurde in gothischen Formen errichtet. Als aber die Renaissance siegend in Bremen einzog und auch in dieser Stadt die Baukunst mit neuem Leben erfüllte, als man begann, die herrlichen Giebelhäuser zu erbauen, an denen wir heute noch uns immer wieder erfreuen und erfrischen dürfen, da wurde auch der kaum vollendete Schütting durch Bauheile in den neuen Stilformen bereichert. Schon in den sechziger Jahren hob die Umformung an mit der Erbauung eines neuen Ostgiebels, der noch vorhanden ist; sie schloß, als das Jahrhundert zur Neige ging, mit der Errichtung eines neuen Hauptgesimses nebst Balustrade und schmalen Ziergiebel in entwickelteren Renaissanceformen. Auch diese Bauheile sind heute noch vorhanden. Vom gothischen Bau ist nur ein einziger, aber bedeutsamer Rest, der schöne, kraftvolle Westgiebel, auf unsere Tage gekommen. Die Erscheinung des Gebäudes in der Mitte des 17. Jahrhunderts giebt eine Zeichnung Merians, in kleinerem Maßstabe abgedruckt in dem Werke „Denkmäler deutscher Renaissance“ von Fritsch, auf Seite 17 des ersten Bandes, deutlich und in der Hauptsache richtig wieder.

Sind die an Nebenstraßen liegenden Giebelseiten schlicht gehalten, so hat der Baumeister des Schüttings vom Schlusse des 16. Jahrhunderts an der bevorzugten Marktseite die höchste Pracht entfaltet. Hier ist schweres Blattgold in wahrhaft verschwenderischer Fülle an Steinmetz- und Bildhauerarbeiten zur Verwendung gekommen, und da auch die Malerei bei der Ausstattung der Front sich in den Dienst der Architektur stellte, so begreifen wir, daß der Schütting lange Zeit unsere farbegewöhnten Vorfahren zur Bewunderung hingerissen hat. Bot doch auch die Ausstattung des Innern, das Leben und Treiben in seinen großen und kleinen Räumen Anregung und stets willkommenen Augenweide. In seinem Prachtgewande hat der Bau jedoch nicht lange gestanden. Nicht die Unbilden der

Witterung haben ihn im Laufe der Jahre merklich zu schädigen vermocht, vielmehr waren es Menschenhände, die durch allerlei Umbauten das Haus seiner Schönheit beraubten. Bald verschwand das zierliche Steinpfostenwerk der Fenster samt der Bleiverglasung. Die Fensteröffnungen wurden mit langen, ungliederten Steinbalken eingefast. Auf der Westseite vermauerte man ein Portal, und schließlich wurde, um die liebe Symmetrie zu wahren, der etwas zur Seite gerückte Haupteingang am Markte in die Mitte der Front verlegt und wie die Fenster umrahmt. Beraubt, entwürdigt und zuletzt noch mit dicken Lagen von Oelfarbe angestrichen, kam das alte Gildehaus auf unsere Tage.

Schauen wir zurück auf die Zeit, da es noch im vollen Schmucke dastand, so entrollt sich uns ein wechselvolles Bild.^{*)} Im Schütting wurden die Gelage der Genossenschaft gehalten, Beiträge für die Betonung der Weser erhoben, hier fanden Kaufmannsconvente und mit verschwenderischen Bewirthungen verbundene feierliche Empfänge statt. Wenn

die Schifffahrt ruhte, und der Kaufmann nach langer, oft gefahrvoller Sommerfahrt am heimathlichen Herde weilte, war der Verkehr im Hause am lebhaftesten. Dann hallten die Räume oft wieder von dem Lärm froher Zecher, die die Einkünfte der Genossenschaft verschmausten und vertranken. Aber nicht allein den Bedürfnissen der Gilde diente der Bau. Im Keller wohnten arme Frauen, die von den Elterleuten Unterstützungen empfingen, hier befanden sich Wirthschaftsräume, Ställe für Federvieh, Schweine und Kühe, die Wohnung des Schreibers und, damit nichts fehle, sogar ein Kerkergefängnis, das Engelkengatt. Vielseitig war, wie man sieht, die Benutzung, es ist aber wohl anzunehmen, daß ein Theil dieser Räume sich unter dem Anbau auf der Südseite des Schüttings befunden hat. Im Erdgeschoß lagen Kneipzimmer für den Ausschank der beliebten Mumme, die Schreiberei, die Commissionsstube der Elterleute, Zimmer zur Uebernachtung fremder Gäste und der große Hausflur. In diesem bot sich der alles Seltene, Ungewohnte, Fremde anstauende Menge reichliche Gelegenheit, ihre Schaulust zu befriedigen; denn wie anderwärts in Rathhausdielen, sah man hier naturwissenschaftliche Seltenheiten ausgestellt und aufgetakelte Modelle von Kriegsschiffen mit kleinen Kanonen, die beim Gesundtrinken im oberen Saale und bei anderen Gelegenheiten gelöst wurden. Eine bunte Menge verkehrte in den Räumen. Mitglieder der Bruderschaft, die Elterleute, Bürger der Stadt, fremde Besucher, wandernde Spielleute und Gesellen, Soldatenwerber, und die sonst auf den Gassen und Höfen der Stadt ihr Wesen trieben, oder auf den

^{*)} Vgl. Dünzelmann, aus Bremens Zopfzeit. Verlag von G. A. v. Halem, Bremen.



Abb. 1. Marktplatz in Bremen mit dem Schütting.

Landstraßen wanderten, gingen aus und ein. Hier wurde berathen und gerechnet, gewürfelt und gespielt, gelost, getrunken und zuweilen auch geprügelt, je nach Beruf, Laune und Bedarf. Oft haben die Elterleute gegen die tolle Wirthschaft auf dem Schütting einschreiten müssen. Das ganze obere Stockwerk nahm der vermuthlich durch eine hölzerne Wendeltreppe mit dem Erdgeschosse verbundene große Saal ein. Ihn schmückten geschichtliche Bilder und Glasmalereien. An den Wänden hing das „Gewehr“, Waffen der Bürgerschaft, die in diesem öffentlichen Gebäude bewahrt und instand gehalten wurden. Seine Ausstattung wird im übrigen einfach gewesen sein, die Wände hell gestrichen, die auf verzierten Kragsteinen ruhenden eichenen Deckenbalken bemalt, darüber bemalte eichene Dielenbretter.

Nicht viel ist von der ursprünglichen inneren Eintheilung und von der Ausschmückung der Räume des Schüttings gerettet. Die beweglichen Gegenstände wurden zerstreut, und von dem Gebäude hat, nach mancherlei Umbauten, die Bremer Handelskammer Besitz genommen.

Die im Jahre 1895 begonnene und vor mehreren Monaten vollendete Wiederherstellung des Schüttings kann wohl als das Werk eines Mitgliedes der Handelskammer, des Bremer Kaufmanns Franz Schütte bezeichnet werden. Er faßte den Entschluß, den zwar arg verstümmelten, aber auch in seiner tiefen Erniedrigung noch eindrucksvollen Bau wieder zu neuem Glanze erstehen zu lassen. Bei der Handelskammer fand er die lebhafteste Unterstützung, und in dem Dombaumeister Salzmann einen Architekten, der dem Plane alsbald Gestalt verlieh. Salzmann entkleidete den Schütting seiner Sandsteinverblendung, die in den glatten Mauerflächen fast nur aus Platten bestand und sich von dem Backsteinern meist gelöst hatte. Er erneuerte auch die Verblendung des Kellergeschosses und zeichnete die neuen Fenstertheilungen, wobei die alten Abbildungen und mehrere bei den Abrucharbeiten aufgefundene Reste sichere Anhalte boten. An die Stelle der in der Zeichnung Merians angedeuteten Malereien über den Fenstern setzte er plastische Ornamente und reich verzierte Verdachungen. Einige von diesen waren bereits modellirt, als der Tod ihn abrief. Die Wiederherstellung setzte der Unterzeichnete nach eigenen Entwürfen fort.

Nach der Erneuerung der Verblendung wurde das schon beim Beginne der Arbeiten abgebrochene Hauptgesims mit Balustrade und Giebel wiederhergestellt und neu versetzt, während es an den nicht abgebrochenen Seitengiebeln nur der Auswechslung einiger Steine bedurfte. Neue Bautheile sind am Schütting die Fenster- und Thürumrahmungen des Kellergeschosses, die Theilungen, Krönungen und Verdachungen der Fenster, die vergoldeten Föhnchen der Löwen des Ostgiebels, die Obelisk auf der Balustrade und das Portal nebst Freitreppe. Bei dem erwähnten Wechsel in der Bauleitung hat der Wirkliche Geheime Oberbaurath Adler in Berlin die Wiederherstellungsarbeiten betreffenden werthvollen Rath erteilt. Am Ziergiebel der Nordfront, in dessen Felde ein segelndes Schiff, an der Balustrade und am Hauptgesimse fanden sich deutliche Reste von Bemalung und Vergoldung. Diese wurden aufgefrischt, und nun ergab sich die Nothwendigkeit, auch die neuen Architekturtheile der Marktseite in derselben Weise zu schmücken. Eine herrliche Wirkung ist dadurch erreicht. Von dem hier graublau gefärbten, dort wärmer getönten Grunde heben sich die vergoldeten Theile wirkungsvoll ab. Unten ist das Gold nur sparsam ausgestreut, je höher hinauf, desto mehr nimmt der Reichthum zu, und hoch oben leuchtet das segelnde Schiff auf blaugrüner Fluth, über die sich der tiefblaue Himmel spannt. Die Wappen der freien Hansestädte Hamburg und Lübeck und der vier hansischen Kontore zu Bergen, Brügge, London und Nowgorod in den Kartuschen über den unteren Fenstern lenken den Blick auf die ruhmvolle Zeit der deutschen Hanse, das Wappen der Bremer Handelskammer über dem Portal deutet auf die Gegenwart. Auch auf das Innere hat sich die Fürsorge der Bauherren des Schüttings erstreckt, denn der Maler und Dichter Arthur Fitger schmückte die Decke des Hausflurs mit allegorischen Bildern, die auf Vorzeit und Gegenwart und auf die weltumspannenden Handelsbeziehungen Bremens hinweisen.

Zu den Kosten der Wiederherstellung haben die Handelskammer und ihre Mitglieder beigetragen. Sie belaufen sich auf etwa 260 000 Mark, einschließlich einiger Arbeiten im Innern und der Erneuerung der Dachdeckungen. Sämtliche Arbeiten sind in Bremen ausgeführt worden.

Bremen.

E. Ehrhardt.

Zur Frage nach dem Ursprung der Rolandssäulen.

Paul Platen hat in dem XXXVIII. Jahresbericht des Vitzthumschen Gymnasiums (Dresden. B. G. Teubner. 1899. 44 S.) versucht, die alte Frage nach dem Ursprunge der Rolandssäulen mythologisch zu lösen. Mit Ernst, Fleiß und warmem Eifer ist er an die Arbeit gegangen, auch an kritischer Vorsicht im einzelnen fehlt es ihm nicht, sodafs er vor Verwirrungen, wie H. E. Meyer sie angeordnet hat, der vor 32 Jahren dieselbe Frage aus demselben Gesichtspunkt behandelte, bewahrt geblieben ist. Aber an die Grundpfeiler, welche er sich zum Aufbau seines Systems ausersah, hat seine Kritik sich nicht herangewagt; berühmter Forscher klangvolle Namen sind ihm neben der communis opinio doctorum für deren Standfestigkeit Gewähr genug gewesen. Gerathen diese ins Wanken, so stürzt das sorgsame und künstliche Gefüge seines mythologischen Baues in sich zusammen.

Platens Untersuchung bietet, wie ich gern anerkenne, im einzelnen des Anregenden und Belehrenden mancherlei, aber der Weg, den sie einschlägt, ist falsch; so verfehlt sie ihr Ziel.

Nachdem er mit großer Artigkeit festgestellt hat, dafs auch die neuesten Rolandforschungen sich auferstande gezeigt, das alte Räthsel zu lösen, greift Platen auf die von J. Grimm gelegentlich ausgesprochene, von anderen vielfach angenommene Hypothese zurück, dafs zwischen den Irmensäulen der deutschen Heidenzeit und den Rolandssäulen näherer Zusammenhang bestehen möge. Material für die Bestätigung dieser Vermuthung zu gewinnen, ist der nächste Zweck seiner Arbeit. Wir dürfen uns aber durch die behäbige Fülle eines weitschichtigen litterarischen, historischen, mythologischen, sagen- und landeskundlichen Apparats, den er in den bestehenden Gruppierungen uns vorführt, welche mythologischer Beweisführung eigen zu sein pflegen, nicht auf lockende Seitenwege führen lassen, sondern müssen seine Folgerungen und ihre Voraussetzungen gewissenhaft auf ihre Stichhaltigkeit prüfen. Er kommt zu folgenden Ergebnissen: An einer ins Gewicht fallenden Anzahl von Rolandorten lassen sich mit großer Wahrscheinlichkeit Verehrungsstätten des Donar nachweisen. An diesen habe eine „Irmensäule“ mit einem riesenhaften Bilde des Gottes gestanden, welche auch „Beziehungen zum Verkehrsleben“ gehabt habe. Nach der im nördlichen Deutschland ziemlich spät vollendeten Einführung des Christenthums seien diese Bilder, von der Geistlichkeit stillschweigend geduldet, als bloße „Wahrzeichen der Niederlassung als herkömmliche Stätte des Verkehrslebens“ erhalten geblieben. Als „die Niederlassung, die heilige

Statt, sich zur Stadt ausgewachsen habe bzw. als solche privilegiert worden sei“, sei das alte Bild nach dem neuen Mittelpunkte des Verkehrs, nach dem Marktplatze, als „ein Wahrzeichen, von dessen Vorhandensein das Ansehen und die Wohlfahrt des Ortes abhängt“, verpflanzt worden. Aus diesen immer noch mit der alten Donar-Waffe, Keule oder Hammer, ausgerüsteten Glückssymbolen hätten sich dann seit dem Bekanntwerden der französischen Rolanddichtung in Deutschland die späteren Rolandstatuen ihrem Namen und Typus nach entwickelt.

Auf diese Deduction ist zu erwidern: Die Frage, ob Irmin = Donar, ist eine offene; durch Zusammenstellung der Nachrichten der Karolingischen Annalen über die Eresburg mit der Notiz Thietmars von Merseburg über die Irminsel ist sie am allerwenigsten bejahend zu entscheiden. Dafs die Irminsel überhaupt ein Bild, und nun gar ein riesenhaftes des Donar getragen habe, kann nur mittels falscher Auslegung aus dem Bericht Widukinds von Corvey über die Errichtung einer Irminsel zu Scheidungen geschlossen werden, welche vielmehr, gleich anderen, älteren, Nachrichten, dafür spricht, dafs die Irminsel nichts Figürliches an sich gehabt habe. Dafs die angeblichen riesigen Donarbilder „Beziehungen zum Verkehrsleben“ gehabt, stützt sich einzig auf das verworrene Scholion der Corveier Annalen zum Jahre 1145, dessen Verfasser den oben erwähnten Bericht Widukinds im Sinne hatte, und in der Absicht, diesen zu berichtigen, die Verse der Kaiserchronik über die Irminsel oder irgend eine inhaltlich verwandte Litteraturstelle paraphrasirte. Cultusstätten des Donar an den wichtigsten Rolandorten will Platen durch das Vorhandensein von Peterskirchen, Petersbergen oder verwandter Flurnamen in, bezüglich bei denselben, sowie durch vorgeschichtliche Funde und unterstützende Sagen erweisen. Hinsichtlich des Alters einiger von ihm hierfür herangezogener Peterskirchen (Hamburg, Magdeburg) irrt er; abgesehen davon ist zwar zuzugeben, dafs eine Reihe mythischer Züge von Donar auf Petrus übergegangen sind; die absolute Gleichung Petrus = Donar ist jedoch unzulässige Verallgemeinerung; den von Platen angeführten Funden und Sagen fehlt schlechterdings jede erkennbare Beziehung auf Donar; das Kegelwerfen in Halberstadt deutet nicht auf die Zerstörung eines Donar-Heiligthums an dieser Stelle, sondern ist ein weit verbreitetes Frühlingsspiel. Das Vorkommen gewaltiger Standbilder Irmin-Donars an uralten Cultusstätten dieses Gottes, um welche später die Rolandstädte erwachsen, und das Fortbestehen derselben in christlicher Zeit als „Wahrzeichen des

Verkehrslebens“ nachzuweisen, ist Platen nicht gelungen. Damit erledigt sich auch sein drastischer Versuch, diese angeblichen Donarbilder mit den Rolandsbildern in unmittelbare Verbindung zu setzen, indem er jene „Wahrzeichen“ zur Zeit der Entstehung der neuen Marktgemeinden samt und sonders von ihren alten Plätzen auf die neu angelegten Marktplätze verpflanzt werden läßt, wo jetzt die Rolandsstatuen stehen.

Darüber, wie diese letzteren aus jenen „Wahrzeichen“ sich entwickelt haben sollen, hat Platen seine ganz besondere Ansicht. Den ihrer Bedeutung nach allmählich vollkommen verblassten alten Donarbildern habe man zunächst ob ihrer Riesenhaftigkeit den Namen des durch seine Größe und Stärke berühmten Helden Roland beigelegt. Später habe man in ihnen Standbilder dieses Helden erblickt und ihnen nun erst bei gelegentlich nothwendiger Erneuerung das ritterliche Schwert, jedoch ohne Scheide, verliehen. Das bloße Schwert habe zur Deutung auf den Blutbann, diese zu solcher auf den König geführt, und das habe wieder auf die weitere Formgebung zurückgewirkt.

Eine von neuen Gesichtspunkten ausgehende Erörterung über den Rolands-Namen muß

ich anderer Gelegenheit vorbehalten; daß die Vorstellung von einem Standbilde Rolands selbst sich nur an eine Figur mit schon vorhandener ritterlicher Ausrüstung knüpfen konnte, ist eigentlich selbst-

verständlich; die Deutung des Schwertes auf den Blutbann gehört der Neuzeit an.

Sehr bedauerlich ist es, daß Platen auf Grund seiner Entwicklungstheorie zu der Forderung gelangt (S. 39), daß für alle ihm bekannt gewordenen und noch zu ermittelnden „rolandslosen Donarstätten im Rolandsgebiet“ der Satz zu gelten habe, „daß schon die Donarsäule oder auch das Rolandsbild, welches einst dort gestanden hat, untergegangen ist“. Die fröhliche Treibjagd auf neue Rolande ist damit eröffnet. In natürlicher Folge seiner Theorie erklärt Platen die Rolande des sogenannten Colonisationsgebietes lediglich für Nach-

ahmungen. Meiner Auffassung nach würde dies für alle Rolande zu gelten haben, welche neu errichtet wurden, nachdem sich von Bremen aus zu Anfang des 15. Jahrhunderts eine neue Lehre von der Bedeutung der Standbilder verbreitet hatte. Diejenigen Rolande dagegen, auch im Colonisationsgebiete, welche nachweislich im 14. Jahrhundert vorhanden waren, sind einer Zeit zuzuschreiben, in welcher die ursprüngliche Bedeutung der Bilder, wie ich sie verstehe, noch lebendig war. Auch hiervon hoffe ich gelegentlich ausführlicher handeln zu können, wobei die räumliche Verbreitung der Rolande und ihre (eigentlich

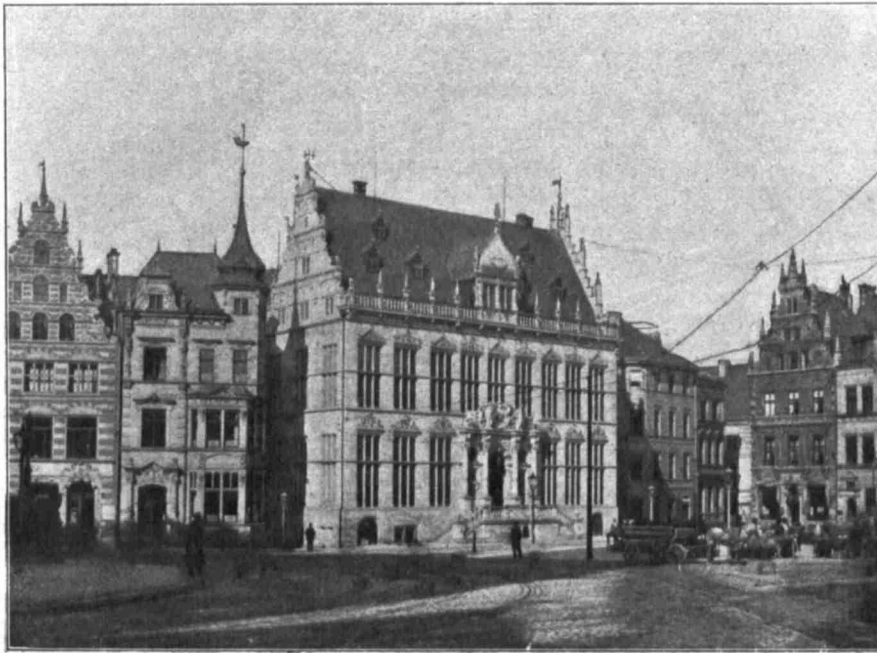


Abb. 2. Der Schütting in Bremen nach seiner Wiederherstellung.

selbstverständliche) Colossalität, Fragen, deren Lösung Platen allein der mythologischen Forschung zuweist, zu erörtern sein werden.
Oldenburg i. Grh. G. Sello.

Die Wiederherstellung des Schlosses Chillon und die dabei gemachten Funde.

Von Eugen Probst.

„Eine Perle des Schweizerlandes ist die Veste Chillon am Genfersee. Wer kennt nicht diese Burg, die so gut wie die Tellschapel die Wahrzeichen eines klassischen Erdenwinkels ist. Byrons Dichtung hat ihr den Weltruhm verschafft, und zahllos sind die Wiederholungen eines Bildes, dessen Name jeder kennt und bei dessen Anblick sich Tausende erhabener Eindrücke erinnern.“

Mit diesen Worten leitet Rahn seine bekannte Geschichte des Schlosses Chillon ein. Und wahrlich, prachtvoll ist die Lage, die dasselbe besitzt. Trotzig und finster steht es da, steinhart in jedem geistigen Zuge, umspült vom friedlich blauen See; drüben am savoyischen Ufer erheben Grammont und Dent d'Och aus Wiesengrün und dunklem Tannenwald ihre felsigen Häupter, und hinter ihnen streben schneeige Gipfel des Wallis und von Savoyen himmelan.¹⁾

Es darf wohl ohne Uebertreibung gesagt werden, daß Chillon eines der bekanntesten Schlösser weit und breit ist, ein Gemeingut der kunst- und naturliebenden Welt ist es von jeher gewesen. Heute noch stellt es das volle Bild eines feudalen Sitzes dar, und wenn auch spätere Umbauten bemerkenswerthe Räume beseitigt haben, so kann diese Burg auch hinsichtlich ihrer inneren Ausstattung doch immer noch zu denjenigen zählen, die besonderes Interesse beanspruchen dürfen. „Es ist eines der am besten erhaltenen Schlösser des XIII. Jahrhunderts und giebt neben schätzbaren Andeutungen über die Befestigungskunst des Mittelalters ein sehr ausdrucksvolles Bild der inneren Einrichtung solcher fürstlichen Residenzen.“²⁾

Chillon hat im Laufe der letzten Jahre eine große Veränderung erlitten, nicht etwa, daß eine verunglückte Wiederherstellung sich seiner bemächtigt hätte und der malerische Reiz verloren gegangen wäre, nein, es ist nur Erfreuliches zu berichten. Eine feindurchdachte Wiederherstellung, verbunden mit einer genauen Durchforschung der ganzen Anlage und ein reiches archivalisches Material haben Chillon in einem ganz neuen Lichte erscheinen lassen. Dinge, die bis vor wenigen Jahren als unumstößliche Thatsachen gegolten haben, sind dadurch ganz oder theilweise widerlegt, andere bisher unbekannt aufgedeckt worden. Als in den achtziger Jahren auf einmal eine besondere Aufmerksamkeit sich des Schlosses bemächtigt hatte, nachdem in den Tagesblättern von schlechten Zuständen, von Baufälligkeit, die Schlimmes befürchten liefs usw. die Rede war, kam man verhältnißmäßig rasch zur Einsicht, daß eine gründliche Wiederherstellung dringend nöthig sei. Zu diesem Zwecke gründete sich nun im Jahre 1888 eine Gesellschaft, die „Association pro Chillon“, zu der sich ein ausgiebiger Zuzug aus allen Theilen des Waadtlandes und der übrigen Schweiz fand und welche den Grund zu einem Finanzstand legte, der, durch staatliche Zuschüsse unterstützt, die rasche Inangriffnahme der Arbeiten ermöglichte. Die Gesellschaft zählt heute über 800 Mitglieder. Zur Leitung der Geschäfte ist ein doppelter Ausschuss bestimmt, eine „Commission exécutive“, welche im Einvernehmen mit der Staatsbehörde den Gang der Arbeiten bestimmt, und eine aus fünf Mitgliedern bestehende „Commission technique“, die alle Fragen behandelt, welche sich aus dem Verhältniß der praktischen Arbeiten zu den archäologischen und historischen Forschungen ergeben. Als bauleitender Architekt ist Albert Näf, ein Waadtländer, gewonnen worden.

Bis 1892 hatte sich die Thätigkeit auf Arbeiten beschränkt, die

¹⁾ Die in Abb. 3 wiedergegebene Zeichnung ist in der Hauptsache eine Wiederholung der von J. R. Rahn gemachten Aufnahme. (Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft, Zürich. XXII.)

²⁾ Adler in der Zeitschrift für Bauwesen, Jahrgang 1860. Seite 202.

mehr zur Sicherung des Werkes als zu den künstlerischen und archäologischen Aufgaben zählten, dann erst wurde zu den eigentlichen Forschungen am Baue selbst geschritten. Bei eingehender Durchforschung der urkundlichen Quellen und alten Actenstücke fand man ein bisher unbekanntes überaus werthvolles und vielseitiges Material, das in großer Ausführlichkeit hinsichtlich des Baues und der Verwaltung von Chillon vollständig Aufklärung giebt. Das Königliche Archiv in Turin lieferte hierzu den größten Beitrag; die dort gefundenen Documente und Baurechnungen reichen bis 1257 zurück und sind von einer erstaunlichen, manchmal geradezu verblüffenden Genauigkeit.

Wir geben nachstehend einige Auszüge aus dem reichen Material. Ein Posten von 1260 bis 1261 verzeichnet eine Ausgabe von 314 Livres für den Ausbau der Theile, die über den berühmten „Souterrains“ liegen. Etwas vor 1260 wurde die über dem Graben befindliche Ringmauer samt ihren Thürmen erbaut. Der Raum U¹ (Abb. 1) zu ebener Erde des Westflügels fiel stets zum Unterschiede von den benachbarten Räumen U (salle de justice) und S wegen seiner Schmucklosigkeit auf, auch konnte man sich die an den Seiten der Deckenbalken befindlichen Holznägel und Krampen nicht erklären. Nun sind wir über beides aufgeklärt. Die Salle de Justice war im XIII. Jahrhundert der Bankettsaal. S hat als Küche und Pfisterie (coquina et panateria) gedient, und zwischen diesen Räumen war das „larderium“, die Speckkammer, gelegen. Dabei wird eines Ganges gedacht, der den Bankettsaal mit der Küche durch diesen Raum verband. Wir erfahren ferner, daß bis zum XV. Jahrhundert die sämtlichen Bauten nur Schindeldächer besaßen. Glaserrechnungen tauchen erst seit 1379 auf. Eine Lieferung von vergoldeten Nägeln ist vermerkt worden, die zum Schmuck der hölzernen Decke in der „Magna sala“ bestimmt waren. In der Rechnung von 1420 bis 1421 wird eines gewölbten Raumes mit sechseckigen Pfeilern gedacht, über dem sich der Lustgarten (viridarium) befand. Die Genauigkeit der Acten, die sich in allem bewährt, giebt uns die Gewißheit, daß auch diese Beschreibung eine richtige ist; aber auf keinen der vorhandenen Räume trifft sie zu. Es ist mithin auf einen Theil zu rathen, der später zerstört oder auch nur verschollen ist. Die weiteren Untersuchungen des Schlosses werden diesen Raum sicher zu Tage fördern oder wenigstens seine Lage bestimmen.³⁾ Wir könnten noch spaltenlange Berichte über die Baurechnungen niederschreiben, die wenigen Ausschnitte mögen indessen als Beispiele genügen. Wenden wir uns nach diesen mehr geschichtlichen Nachrichten denjenigen Funden zu, welche die Untersuchung und Durchforschung der ganzen Schlossanlage bis jetzt gezeitigt haben.

In seiner Geschichte und Beschreibung des Schlosses Chillon⁴⁾ giebt Rahn auf Tafel XI u. XII den Grundriß des Untergeschosses und den des Erdgeschosses, wobei nach dem damaligen Stand der Forschung die verschiedenen Bauzeiten durch verschiedene Schraffirungen bezeichnet worden sind. „Noch bis zum Jahre 1891 nahm man an, daß die Anlage im wesentlichen diejenige sei, wie sie Graf Peter II. von Savoyen um die Mitte des XIII. Jahrhunderts ausgebaut und hinterlassen hatte. Daneben schienen ältere Theile aus

zwei verschiedenen Zeitabschnitten beglaubigt: Als Kern des Schlosses der Bergfried I samt Theilen der östlichen und westlichen Peripherie und die Mitte des Westflügels als ein Rest der Bauten, welche Graf Thomas von Savoyen zu Anfang des XIII. Jahrhunderts hatte errichten lassen. Diese einfache Theorie ist dahin gefallen; es stellt sich heraus, daß die Baugeschichte von Chillon eine recht schwierige und verwickelte ist.“⁵⁾

Wie die Dinge heute liegen, darf ohne Bedenken angenommen werden, daß schon sehr frühe, vielleicht in vorchristlicher Zeit, auf der, wie Stumpf berichtet, früher ganz von Wasser umgebenen Felsinsel⁶⁾ eine menschliche Ansiedlung bestanden hat, dafür sprechen die vielen gefundenen Ziegelbruchstücke und die in dem ersten Hofe D gefundenen römischen Münzen; auch ist eine mehrere Centimeter dicke

Brandschicht auf dem untersten Theile des aufgeschütteten Bodens unmittelbar auf dem natürlichen Fels zu Tage getreten. Der Thurm X auf der Nordseite, dessen Sockel tief unter der jetzigen Hofoberfläche bis auf den gewachsenen Felsen reicht, ist seiner Bauweise nach zu urtheilen viel älter als der bis dahin stets als ältester Bautheil angenommene Berg-

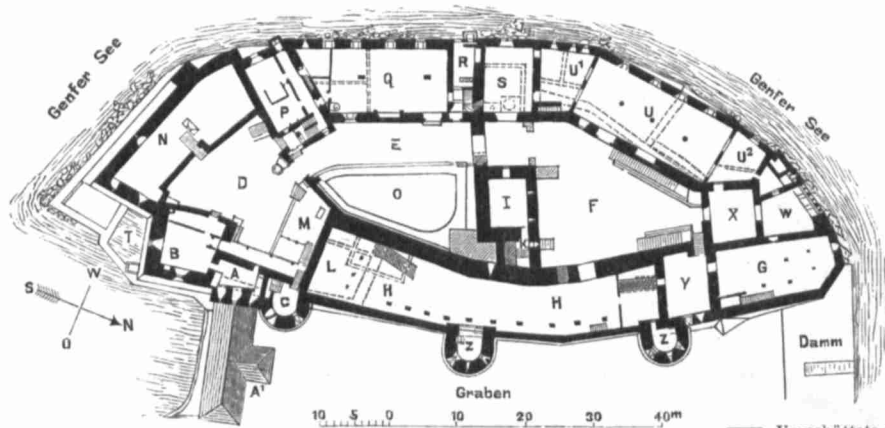


Abb. 1. Lageplan von Schloß Chillon.

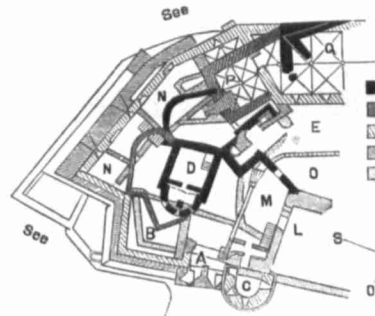


Abb. 2. Ergebnisse der Ausgrabungen auf der Südspitze.

- Verschüttete oder vermauerte Theile.
- ▨ Neuzeitliche Theile.
- === Unterirdische u. bloßgelegte Mauern.

- A Eingang.
- A' Gedeckter Steg auf steinernen Pfeilern (17. Jahrh.).
- B Wachthurm.
- CZ Vertheidigungstürme.
- D Erster Hof.
- E Zweiter Hof.
- F Dritter Hof.
- G Viertes Hof.
- H Zwinger.
- I Bergfried.
- K Ehemalige Schatzkammer.
- L Früher Schmiede.
- M Terrasse.
- N Stallungen, Wirthschaftsräume
- O Garten.
- P Pförtnerwohnung.
- Q „Salle des gardes“; Speisesaal und Küche.
- R S „Sous-sol“.
- T Cisterne.
- U „Sous-sol“; Kerker Bonivard; Gerichtssaal; Rittersaal.
- U¹ Folterkammer.
- W Ehemalige Wohnräume.
- X „Herzogsturm“.
- Y Schlosscapelle St. Georg.

fried I. Der Umstand, daß seine Mauerstärken nur 1,00 bis 1,35 m betragen, rechtfertigt vielleicht die Annahme, daß der Thurm früher eine römische Warte gewesen ist. Seine Scharten sind mit eigenartigen Malereien bedeckt, deren Alter sich mit Sicherheit nicht bestimmen läßt. Die Westfront gegen den See hinaus wird zum guten Theil von dem schon erwähnten Gerichtssaal U eingenommen. Sein Ausbau ist gothisch und gehört nach Rahn samt dem darunter gelegenen „Bonivard-Kerker“ zu den Werken, welche Peter II. von Savoyen um die Mitte des XIII. Jahrhunderts unternommen hatte. Eine prächtige und wirksam gegliederte Cassettendecke, die durch drei schlanke Säulen getragen wird, bedeckt den Raum, der durch vier große Doppelfenster mit frühgothischen Mittelsäulen reiches Licht erhält. Diesen Raum hatten die Berner in einen Mühlensaal umgewandelt, und noch 1835 erfolgte eine derartige Erhöhung des Fußbodens, daß die Säulenbasen verdeckt wurden. Heute ist der Saal wieder vollständig hergestellt.

Es hat sich nun herausgestellt, daß weder dieser Saal noch die darunter gelegenen „Souterrains“, der „Bonivard-Kerker“, den ursprünglichen Bau zeigen, sondern daß die Geschosseintheilung in früherer Zeit der jetzigen durchaus nicht entsprechen hat. „Und fast noch merkwürdiger als dieser Nachweis sind die Funde, welche über die ursprüngliche Ausstattung des ersten Stockes belehren. Es geht daraus hervor, daß Schranken, von denen ein Ansatz an der Westwand erhalten ist, den geräumigen Saal in mehrere Abtheilungen schieden. Diese brusthohen Mauern bestanden aus einem mit Sand und

³⁾ Nach den neuesten Berichten soll derselbe unter dem Garten O liegen.
⁴⁾ Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich XXII.

⁵⁾ Vgl. die Abhandlung über Chillon von J. R. Rahn in der Sonntagsbeilage der Allg. Schweizerzeitung Nr. 1 bis 4, Januar 1898 (der auch die vorliegende Arbeit in der Hauptsache folgt).
⁶⁾ Stumpf: Eidgen. Chronik, Ausgabe 1548, S. 269.

Kieseln versetzten Mörtelgemenge, das auch später in Chillon ausgiebig gebraucht worden ist. Sie waren bemalt und, wie es scheint, mit Schwalbenschwanzzinnen bekrönt, wie solche zu den Merkmalen italienischer Wehrbauten gehören. Auch an weiterem Zierathe scheint es nicht gefehlt zu haben . . . Ringsum an den Wänden ist eine Bemalung in dunkelpurpurnen Linien nachgewiesen, die ein Fugenwerk nachahmen. Ein schwach geneigtes Satteldach mit Ziegeln, die theils noch ganz an die römische Technik erinnern, theils römische Muster in der Art wiederholen, wie sie in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters üblich waren, hatte den Bau bedeckt. Ausgiebige Reste von Holzkohlen, sowie Brandspuren an den Wänden deuten darauf hin, daß auch diese älteste Residenz durch Feuer zerstört worden ist.⁷⁾

Eine weitere Entdeckung hat man auch in dem Raume U², der Folterkammer, gemacht. Nach Entfernung des Putzes stellte sich heraus, daß dieser Raum früher zweigeschossig gewesen ist; es trat ferner ein vermauertes Fensterchen zu Tage, dessen Wandungen mit einer wahren Bilderfülle figürlicher Darstellungen belebt sind, und über dessen Steinsitze ein kleines Weihwasserbecken in der Mauer eingelassen ist.

Die schönste Entdeckung, welche die Wiederherstellung des Schlosses bis zur Stunde gezeitigt hat, ist die Wiederauffindung der alten Capelle. Von dem Dasein derselben hatte man bisher keine Ahnung; eine Schloßcapelle war und ist ja noch vorhanden im Raume Y neben dem Thurme X, die aber, wie man jetzt weiß, erst nach dem Untergange der alten Capelle erstellt wurde. Da die alten Baurechnungen von 1260 und 1261 von Wiederherstellungskosten der alten Capelle zu berichten wissen, gab man sich, ohne indessen allzu große Hoffnungen zu haben, redlich Mühe, diesen Bau zu finden. Er liegt unmittelbar unter dem Hofe D und besteht aus einem annähernd rechteckigen Raume, an den sich östlich eine halbrunde Apsis anschließt (Abb. 2), die von drei kleinen Fenstern mit schrägen Leibungen symmetrisch durchbrochen wird. In der Mitte der Apsis steht der gemauerte Altar.

Es war oben schon von Funden römischer Münzen und Ziegelbruchstücken die Rede. Auf Grund dieser in Verbindung mit anderen Erscheinungen glaubte man mit ziemlicher Sicherheit annehmen zu dürfen, daß in Chillon eine römische Niederlassung bestanden habe, aber es fehlten bisher noch jegliche Spuren von römischem Mauerwerk. Näf, der bauleitende Architekt, glaubt nun solche gefunden zu haben in dem spitzwinkligen Fundament zwischen Raum P und Q (Abb. 2). Dieses Mauerwerk ist 20—40 cm über der Felsschicht erhalten und zeigt eine sehr schlechte Beschaffenheit. Es giebt nun in der Archäologie kaum ein Gebiet, über das mit mehr oder weniger Erfolg so viel geschrieben worden ist, als über die Unterschiede römischer und mittelalterlicher Mauertechnik, und man ist auch heute noch im Bestimmen römischen Mauerwerks mit wenigen Ausnahmen auf Vermuthungen angewiesen. Deshalb steht es noch gar nicht unbedingt fest, daß diese Grundmauer von den Römern herrührt. Soviel ist sicher, daß mit diesem Funde ein neuer Bauabschnitt entdeckt worden ist, deren Werke von allen bisherigen Bestandtheilen des Schlosses abweichen.

Die Grabungen, die in dem auf der südwestlichen Spitze der Burganlage in den Stallungen N (Abb. 2) (nach 1536 von den Bernern erbaut) gemacht wurden, brachten auch verschiedene alte Theile zum Vorschein. Zunächst waren es die Abschnitte zweier Krümmungen,

die muthmaßlich in verschiedenen Zeitabschnitten als Theile einer alten Ringmauer erbaut worden waren, dann ein kleines Gelaß im Norden, das vielleicht als Kerker diente, und schließlich noch eine weitere Mauer, mit der Graf Peter von Savoyen den Umfang dieses Abschnittes bis auf die Felskante brachte.

Es wird gewiß dem Leser wünschenswerth sein, über das Wie der Wiederherstellung dieser prächtigen mittelalterlichen Burg einiges zu erfahren; wir wollen daher gleich verrathen, daß sich das Unternehmen in den besten Bahnen bewegt. Mit großer Sorgfalt wird überall zu Werke gegangen, und es scheint sich prächtig die Anordnung zu bewähren, daß man solche Wiederherstellungsarbeiten nicht ohne weiteres einfach dem Architekten oder Bauunternehmer anvertraut, sondern daß man einen eigenen Ausschuß von besten Vertretern der Baukunst, Archäologie und Kunstgeschichte ins Leben

gerufen hat, der jede vorzunehmende Arbeit nicht nur zu prüfen hat, sondern selbst in die Thätigkeit eingreift. Jeder Wiederherstellung eines Denkmals, sei es nun eine Kirche, eine Burg oder ein anderes Gebäude, sollte ein gründliches Studium der vorhandenen geschichtlichen Quellen und Actenstücke vorangehen, denn erst, wenn man sich in seine Geschichte hineinvertieft hat, wird man einen für die Wissenschaft um so größeren Nutzen aus den folgenden Bauarbeiten und Wiederherstellungen erhalten, je gewissenhafter und sorgfältiger dieses Forschen betrieben ward. Chillon kann in dieser Hinsicht als Muster gelten.

Als oberster Grundsatz gilt, daß alles zu erhalten ist, was zur Beleuchtung der örtlichen Baugeschichte dient. Das setzt aber ein Maß von Umsicht und Arbeit voraus, von dem sich nur derjenige überzeugt, der erst einen Einblick in den Gang des Unternehmens

genommen hat. Im allgemeinen wird jeder einzelne Theil in seinem Stil erhalten. Müssen aber aus irgend welchem Grunde spätere Zusätze wie aus der Berner Zeit oder aus den Jahren 1835 und 1836 beseitigt werden, dann werden zuerst genaue lichtbildnerische und zeichnerische Aufnahmen des betreffenden Theiles gemacht, welche dann dem Archiv der „Technischen Commission“ einverleibt werden, sodaß man jederzeit über das ehemals Vorhandene genauen Aufschluß erhalten kann. Kommen Mauern aus verschiedenen hintereinander liegenden Bauzeiten zum Vorschein, wie z. B. in dem „Kerker Bonivards“ und dem Thorthurme B, dann wird in die vordere Mauer eine Bresche gelegt, die mit dem Tage des Jahres bezeichnet wird, an dem sie gemacht wurde; auf diese Weise wird auch die hintere Mauer sichtbar. Bei den Ergänzungen und Ersatzstücken gilt als Regel, daß solche stets nach den vorhandenen Theilen und erst, wenn diese zu stark beschädigt sind, nach sorgfältig wiederhergestellten Gipsmodellen angefertigt werden. Jene werden dann an passender Stelle im Schloßmuseum aufgestellt. Es ist dies ein Verfahren, wie es zuerst und mit gutem Erfolg im schweizerischen Landesmuseum bei der Darstellung der verschiedenen Backsteinumrahmungen an Fenstern, Thüren und Loggien angewandt wurde. Jede Ergänzung trägt auch einen inschriftlichen Vermerk, der über die einzelnen Stücke, ob sie alt oder neu sind, Aufschluß giebt; dabei fehlt die Jahresangabe nie. R. F. S., d. h. restauré en fac-simile, bezeichnet die genaue Wiederholung eines beseitigten Bautheiles, und R. L. (Restauration libre) diejenigen Theile, die frei im Stile ihrer Umgebung ersetzt sind. Was nun die ausgegrabenen Theile betrifft, so soll die Zugänglichkeit und Sichtbarkeit des unterirdischen Chillon nach allen Richtungen ermöglicht werden. Da, wo kein Tageslicht hinzutreten kann, wird für elektrische Beleuchtung dieser Untergründe gesorgt.

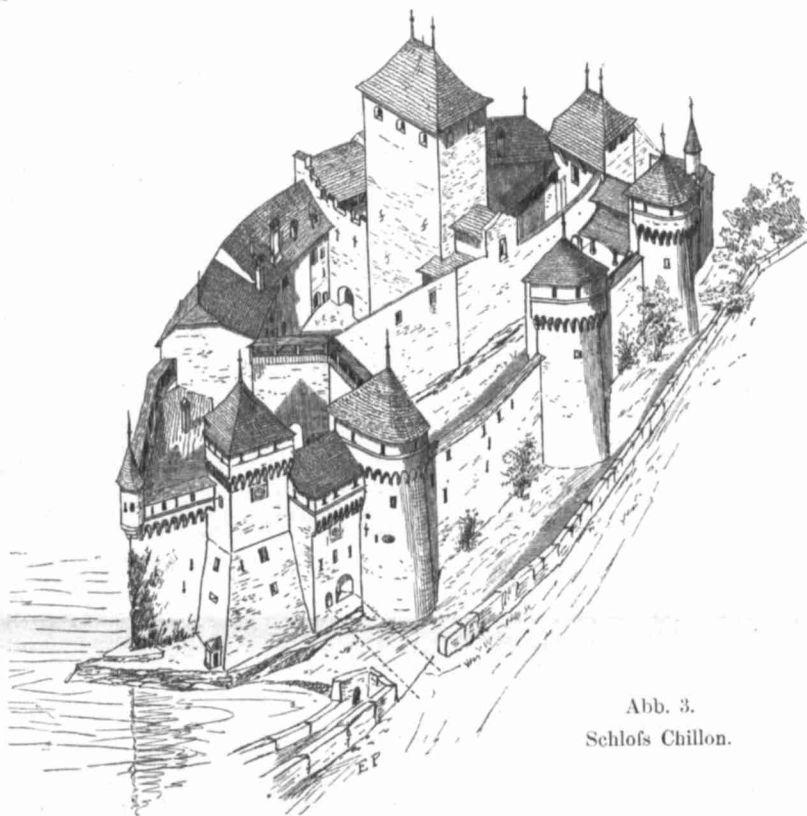


Abb. 3.
Schloß Chillon.

⁷⁾ Rahn, in der Sonntagsbeil. d. Allg. Schweizerztg., s. o.

Manche Besucher, die heute ihren Rundgang durch Chillon machen, werden mit Kopfschütteln, vielleicht auch mit Bemerkungen verschiedener Art den unwürdigen Zustand des Schlosses betrachten. Schwankende Stege bauen sich über den Hof und Erdhaufen sperren den Weg, ein Durcheinander von Steinen, Brettern und Schutt liegt in den Räumen, wie es größer auf einem Bauplatz kaum sich finden mag. Es sind auch schon von fachkundigen Seiten die Meinungen gefallen, daß doch ein Zuviel des Guten geschehen ist, daß namentlich die Grabungen sich zu weit erstrecken; auch die nun fertig wiederhergestellte Salle de justice hat nicht überall befriedigt.

Wir erlauben uns heute noch kein Urtheil über die Wiederherstellung des Schlosses Chillon: wenn dieselbe einmal beendet ist wird es sich lohnen, näher darauf einzugehen. Immerhin sind wir jetzt schon davon überzeugt, daß diese Wiederherstellung eine der

besten zu werden verspricht, die die letzten Jahre hervorgebracht haben; außerdem haben die Funde und Entdeckungen, die dabei gemacht wurden, unerwartete, sehr wichtige Thatsachen und wissenschaftliche Belege für die Baugeschichte Chillons geliefert. Sind einmal die umfassenden Arbeiten beendet oder wenigstens soweit gediehen, daß sie eine volle Uebersicht des alten Schlosses ermöglichen, dann wird die eingangs erwähnte „Association pro Chillon“ ein Werk herausgeben, das nicht nur die ganze Baugeschichte, wie sie aus den Wiederherstellungsarbeiten hervorgegangen ist, enthält, sondern es wird auch die bis ins einzelne gehende Beschreibung der ganzen Burg ein Hauptbestandtheil desselben bilden; daß die nöthigen Zeichnungen, Pläne, älteren Ansichten usw. dabei nicht fehlen werden, braucht kaum erwähnt zu werden.

Zum Schlusse können wir uns nicht versagen, dem schönen Unternehmen auch fernerhin die besten Erfolge zu wünschen.

Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover.

„Was von der Vorzeit Kunst geblieben, und sich an Alterthümern fand, das ist in diesem Werk beschrieben aus Liebe zu dem Heimathland.“ Ueberzeugt und selbstbewußt konnte Mithoff mit diesen Worten sein großes, in selbstlosester Weise begonnenes und in zehnjährigem rastlosem Streben vollendetes Werk:¹⁾ „Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen“ schließen, war er doch schon mit seinen Aufzeichnungen weiter gegangen, als es die damaligen Zeitgenossen und Kunstfreunde für erlaubt hielten, indem er sogar weit über die gothische Periode hinaus die Kunstwerke, wenn auch weniger eingehend, bis 1620 berücksichtigte. Man kann sein Werk, das für die in Betracht kommende Zeit nie versagte, garnicht hoch genug schätzen; jedenfalls ist es für die Denkmalpflege Deutschlands von unschätzbarem Werth gewesen. Und doch war auch dies damals muster-gültige Werk nach kaum 20 Jahren schon veraltet; das, was Mithoff in seinem Schlußverse sagt, trifft schon lange nicht mehr zu, nachdem die letzten 20 Jahre unablässigen Forschens und Studirens glücklicherweise längst die Meinung, daß nur die Kunst bis höchstens 1620, soweit sie Mithoff berücksichtigt hatte, über den Haufen geworfen haben; schon längst hatte sich daher das Bedürfnis nach einer Neubearbeitung des Inventars herausgestellt.

Schon im Jahre 1882 wurde vom Königlichen Staatsministerium eine weitgehende Aufzeichnung der Kunstdenkmäler in der Provinz Hannover angeregt, aber erst im Anfang des Jahres 1894, als das Amt des Museumsdirectors und des Provincialconservators in der Person des Dr. Reimers, der als Hannoveraner und Schüler von Hase diese für die Provinz Hannover und die ganze Denkmalpflege so überaus wichtige Angelegenheit niemals aus den Augen verloren hatte, vereinigt worden war, trat man der Sache wieder näher. Unmittelbar nach seiner Wahl zum Provincialconservator schlug Reimers vor, das im Buchhandel schon seit Jahren vergriffene Mithoffsche Werk neu zu bearbeiten, und sein Antrag, den Pfarrern zur Feststellung des Bestandes an kirchlichen Alterthümern Fragebogen zu übersenden, fand im Jahre 1896 die ministerielle Genehmigung. Wenn auch die eingehenden Fragebogen auf Vollständigkeit und Zuverlässigkeit naturgemäß nicht überall Anspruch erheben konnten, so bildeten sie doch neben dem alten „Mithoff“ ein neues schätzenswerthes Material für die Neubearbeitung eines Inventars. Nachdem, um den neuen Anforderungen bezüglich der äußeren Ausstattung, des Textes und der Abbildungen gerecht zu werden, der hannoversche Provinciallandtag Anfang 1897 die bedeutende Summe von 80 000 Mark in jährlichen Raten von 8000 Mark bereit gestellt hatte, nachdem ferner für die Bearbeitung des Werkes die Provincialcommission zur Erforschung und Erhaltung der Denkmäler der Provinz Hannover einen engeren Ausschuss, bestehend aus dem damaligen Landesdirector Müller (jetzt Landesdirector Lichtenberg), Abt D. Dr. Uhlhorn, Provincialconservator Dr. Reimers und Professor Mohrmann, gewählt hatte und später in der Person des Landesbauraths Dr. Wolf eine geeignete sachverständige Kraft, die sich bei Aufstellung des Frankfurter Inventars bereits bewährt hatte, gefunden war, konnte man mit allen Kräften an das Werk gehen, von dem nun bereits das erste Heft vorliegt. Daß man nicht gleich solche Kreise vornahm, die eine Fülle hervorragender Denkmäler besitzen, wie Lüneburg, Goslar, Hildesheim usw., sondern zunächst, um von dem langerwarteten Werke möglichst bald etwas zu zeigen, die nächstliegenden Land-

kreise Hannover und Linden vornahm, ist begreiflich und verzeihlich, wengleich mancher dadurch vielleicht enttäuscht sein mag, weil er von einem Inventar der Provinz Hannover mehr erwartet hätte. Jedenfalls verspricht das Werk, nach dem vorliegenden ersten Bande zu urtheilen, allen berechtigten Anforderungen vollauf gerecht zu werden.

In den Hauptgrundsätzen, die der Bearbeitung zu Grunde gelegt werden sollen, ist vor allen Dingen betont, daß das neue Werk nur ein illustriertes Inventar sein solle, welches das Thatsächliche vollständig, aber in möglichster Kürze giebt, und nur Stoff und Quellen für weitergehende Forschungen bringen soll. Bei jedem Orte sollen der Reihe nach sämtliche vorhandenen Kunstdenkmäler, nach kurzer geschichtlicher Einleitung in der Regel mit der Kirche beginnend, beschrieben werden. Hierauf werden die Ausstattungstücke folgen: als Altar, Beichtstuhl, Chorstuhl, Kanzel usw. Die Reihenfolge der weltlichen Denkmäler, als Rathhäuser, Stadtmauer, Thore, Burgen, Schlösser, wird nach der Bedeutung des Denkmals und nach seiner Zusammengehörigkeit mit anderen nach Zweckmäßigkeit gewählt. Ausgenommen von der Bearbeitung ist das Bauernhaus, da die Veröffentlichung des deutschen Bauernhauses bekanntlich bereits nach großem Plane in Angriff genommen worden ist.²⁾

Jedenfalls ist beabsichtigt, nach möglichster Vollständigkeit zu streben und die Aufnahmen nicht nur auf das Hervorragende zu beschränken; es sollen möglichst viele Abbildungen gegeben werden, um ausübenden Künstlern und Handwerkern mit Vorbildern an die Hand zu gehen. Alle Kunstzeiten bis zum Jahre 1820 sollen Berücksichtigung finden, auch sollen die Erzeugnisse des Kunstgewerbes eine eingehendere Behandlung erfahren, als ihnen früher zu Theil geworden ist.

Die im vorliegenden Bande behandelten Landkreise Linden und Hannover sind im Vergleich zu den meisten übrigen Kreisen der Provinz verhältnißmäßig arm an hervorragenden Baudenkmalern, es sind meistens kleine und größtentheils schmucklose Kirchen aus romanischer und gothischer Zeit, aber trotzdem bieten sie doch viel des Interessanten und Beachtenswerthen; jedenfalls zeigt der vorliegende Band, daß noch mehr vorhanden ist als man vermuthet, hauptsächlich weist die spätgothische, die Renaissance- und Barockzeit, wie die zahlreichen Abbildungen beweisen, noch manche Perlen der Kleinkunst auf; dahin gehören vor allen Dingen die zahlreichen Grabsteine, u. a. auf dem Bothfelder Kirchhofe, die in flotter Zeichnung und schöner Ausführung aus dem 17. und 18. Jahrhundert stammen, ferner die Reste eines vorzüglichen Grabsteines an der Kirche in Döhren. Mit zu den schönsten Taufsteinen aus dem 17. Jahrhundert zählt zweifellos der aus dem Jahre 1630 stammende in der Kirche in Langenhagen, der an allen Theilen mit reichem figürlichem und ornamentalem Schmuck behandelt und in alter Weise buntfarbig und in Gold bemalt ist; auch der von Wilkenburg, der auf der Darstellung des Kircheninnern leider nicht genau zu erkennen ist, scheint in gleichem Reichthum behandelt zu sein. Die Altäre und Epitaphien, die uns im Bilde vorgeführt werden, stammen ebenfalls meistens aus der zier- und farbenfreudigen Zeit des 17. und 18. Jahrhunderts.

Schon an diesen Werken, die Mithoff theilweise garnicht erwähnt oder nur untergeordnet behandelte, die aber unseren Künstlern und Handwerkern als mustergültige Vorlagen wenigstens in Wort und Bild bequem zugänglich gemacht sind, ersieht man schon den Werth des neuen Unternehmens.

Es ist hier nicht die Absicht, auf den Inhalt näher einzugehen, wir wollen nur hervorheben, daß wir hier auf uralter Culturstätte wandeln, und daß die Baudenkmäler daselbst bis in die früheste Zeit der Christenheit zurückreichen; so hat z. B. bei Barsinghausen, das

¹⁾ Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover. Herausgegeben im Auftrage der Provincial-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Denkmäler in der Provinz Hannover vom Landesbaurath Dr. phil. Karl Wolff. I. Regierungsbezirk Hannover, Heft 1 des Gesamtwerkes, enthaltend die Landkreise Hannover und Linden. Selbstverlag der Provincial-Commission, Commissions-Verlag bei Theodor Schulzes Buchhandlung in Hannover. 11 Bogen Text mit 8 Tafeln und 68 Textabbildungen, Lexikon 8°. Preis gebunden oder ungebunden 6 ./..

²⁾ Vgl. Centralblatt der Bauverwaltung Jahrg. 1898, S. 440, 544 u. Jahrg. 1899, S. 411, 415 u. 584.

als ältester Ort im Deisterlande anzusprechen ist, im Jahre 530 Theoderich von Austrasien seinen Schwager, den Thüringer König Irminfried besiegt, und bereits im 11. Jahrhundert hat daselbst eine Capelle gestanden. Die kleinen Landkirchen zeigen in den beiden Kreisen den alten niedersächsischen Typus, sie sind einschiffig mit breitem Thurmbau, meistens unter Satteldach und rechteckigem gegen das Schiff im Grundriss und Aufriss eingezogenem Chor. Von Bedeutung sind zu erwähnen, die Kirche in Wilkenburg mit seitlichem Thurm, romanischem gewölbten Chor und reichem Barockaltar, ferner die Klosteranlage in Barsinghausen mit der Kirche, eine der ältesten dreischiffigen Hallenkirchen Niedersachsens, und das Nonnenkloster Wennigsen mit eigenartiger zweischiffiger Kirchenanlage. Barsinghausen und Wennigsen sind zahlreiche Abbildungen beigegeben. Die von Hase s. Z. wiederhergestellte Kirche in Ronnenberg zeigt eine typische dreischiffige basilicale Anlage mit Kreuzschiff, Apsiden und polygonal geschlossenem Chor. Ein schönes Beispiel der einschiffigen typischen Landkirchen ist die im Schiff, Chor und Thurm gewölbte Kirche in Hiddesdorf.

Als ein wesentlicher Vorzug des Werkes sind die praktischen Verzeichnisse, die nach Orten, Abbildungen, Gegenständen und Künstlern getrennt, alles Gesuchte leicht finden lassen. Dafs das Werk in einzelnen Bänden, die je nach Bedeutung der Denkmäler

einen bis drei Kreise enthalten werden, dank der reichen Unterstützung der Provinz für ein Geringes käuflich zu haben ist, ermöglicht es jedem, seine engere Heimath in kunstgeschichtlicher Beziehung in Wort und Bild kennen zu lernen; bezüglich der Ausstattung hätten wir noch einen Wunsch, er betrifft die Abbildungen. Sollte es sich nicht ermöglichen lassen, das Verhältniß der Zeichnungen zu den Lichtbildern zu gunsten der ersteren noch günstiger zu gestalten? Auch werden zweifellos die Lichtbilder, von denen einige gänzlich mißrathen sind, demnächst besser gelingen. Wir sind uns der Schwierigkeiten, hauptsächlich bei Innenaufnahmen, bei den ungünstigen Beleuchtungsverhältnissen an Ort und Stelle sehr wohl bewußt, aber Uebung wird auch hier den Meister machen. Auch bezüglich der Zeichnungen wird sich noch manches verbessern lassen. Gerade in Hannover erscheint der Wunsch nach Verbesserung leicht erfüllbar.

Wenn auch die Nichterfüllung dieser Wünsche das Werk nicht schmälern wird, so sprechen wir sie trotzdem aus, weil wir der Provinz Hannover ein ihr würdiges Inventar gönnen, das in jeder Hinsicht einwandfrei und wie es das alte Mithoffsche damals war, demnächst ebenfalls mustergültig werden möge. In dieser Beziehung haben wir das beste Vertrauen zu dem Verfasser und seinen Mitarbeitern. S.

Vermischtes.

Der preussische Staatshaushaltsplan für 1900 sieht im Etat des Cultusministeriums für die Denkmalpflege vor: 1) Für Wiederherstellungsarbeiten an der Klosterruine Eldena 4500 Mark; 2) zum Ankauf von Grundstücken in der Umgebung der Elisabethkirche in Marburg zwecks Erhaltung der noch vorhandenen Baulichkeiten des Deutschherrnordens 22 500 Mark; 3) Staatsbeitrag zu den Kosten der Wiederherstellung des Schlosses in Marienburg 50 000 Mark; 4) zum Wiederaufbau des Prätoriums der Saalburg (vgl. Centralbl. d. Bauverw. 1899, S. 264, 340, Denkmalpfl. 1899, S. 105) bei Homburg v. d. H. 200 000 Mark. In den Erläuterungen hierzu heißt es bei 1): Die Klosterruine zu Eldena auf dem der Universität Greifswald gehörigen Gute gleichen Namens hat durch Witterungsverhältnisse und muthwilliges Herausbrechen von Mauerwerk stark gelitten. Im Interesse der Denkmalpflege liegt es, dieses alte baugeschichtliche Denkmal vor dem Untergange zu bewahren. Zu dem Ende sind Wiederherstellungen in Aussicht genommen, die der natürlichen Zerstörung anzupassen sind; bei 2): Nachdem die Verwerthung des ehemaligen Deutschordenshofes in Marburg als Bau terrain in die Wege geleitet und mit der Anlage von Strafsen auf dem ehemaligen Ordensgebiete begonnen worden ist, besteht die dringende Gefahr, dafs die noch vorhandenen Ordensbaulichkeiten zerstört werden und die Elisabethkirche im Osten umbaut wird. Um dies zu verhüten, sollen die dem Gutsbesitzer Hoffmann gehörigen, auf der Ostseite der Elisabethkirche gelegenen Parzellen nebst dem darauf befindlichen ehemaligen Backhause, Backhause und Brauhause von dem Staate angekauft und der Universität Marburg, welche sich bereits im Besitze des im Norden der Elisabethkirche gelegenen Deutschherrnhauses befindet, ihrem Bedürfnisse entsprechend, als Bauhof und Magazin überwiesen werden.

Die Brandenburgische Domstifts-Curie in Mainz. Erinnerungen an den Cardinal und Erzbischof Albrecht von Brandenburg und einige andere Glieder des hohenzollernschen Kurfürstenhauses knüpfen sich an zwei benachbarte Präbendhöfe auf der hinteren Präsenzgasse in Mainz. Es sind dies die Domstifts-Curien „zum Stecken“ und „zum Schultheisen“.) Der Wohnhausbau der ersteren, der dem späteren Erzbischof Albrecht während seines Kanonicates im Jahre 1510 als Residenz diente, wurde nach Albrecht von dem Neffen desselben, seinem späteren Nachfolger im Magdeburger Erzbisthum, Johann Albrecht von Brandenburg, bewohnt und von diesem völlig umgebaut, wie dies durch das über einer Thür angebrachte brandenburgische Hauswappen mit der Inschrift 1537 bezeugt wird. Das Gebäude, das im Jahre 1898 wegen Baufälligkeit niedergelegt wurde, war ein einfaches Holzfachwerkhause mit Lehmstakung der Gefache, hohem Dach, Stall und Wagenschuppen im Erdgeschofs und einigen tiefen Wohnräumen an der südlichen Hofseite im Obergeschofs.

Etwas aufwendiger hergestellt, und zwar ganz in Stein, war die noch bestehende Curie „zum Schultheisen“, die sogar eine eigene Hauscapelle besafs. Der Umbau der Curie „zum Stecken“ dürfte sich auch auf das Haus „zum Schultheisen“ erstreckt haben, da dasselbe in umgeänderter Bezeichnung als „Newhaus oder Bischoff

Albrechtshaus“ in den Stadtaufnahmen von 1568 und 1594 erscheint, wobei aber nicht an den Erzbischof, sondern wieder an seinen Neffen Johann Albrecht zu denken sein wird, der seit 1536 Coadjutor des Erzbisthums Magdeburg war. Diese Erhebung möchte auch den Anlaß zum Umbau der beiden Curien gegeben haben. Eine völlige Umgestaltung erfuhr die Curie „zum Schultheisen“ 1766 durch den Domherrn Grafen Schenk zu Castell, dessen Wappen in prächtiger und gewandter Ausführung über der Eingangstür angebracht ist. Abgesehen von einigen weniger bedeutenden Architekturtheilen, welche nach dem Abbruch des Hauses „zum Stecken“ ihren Platz zwischen den Strebebeylern des Westchores im Domhof beim Leichhof gefunden haben, sind von diesem Bau zwei hervorragende Bildwerke der Frührenaissance erhalten geblieben. Es sind dies das schon erwähnte brandenburgische Wappen, das jetzt im Dom untergebracht worden ist, und das noch über der Thorfahrt der Curie befindliche Reiterbild des heiligen Martinus.

Das Wappen ist aus Solnhofener Jurakalk mit gekelterter Umrahmung in vollendet künstlerischer Anordnung und in vorzüglicher Behandlung aller Einzelheiten ausgeführt. Es zeigt in seiner Darstellung den Geist Dürers und seiner Zeitgenossen und möchte auf einen Nürnberger Bildhauer zurückgeführt werden können. Werthvoller noch als das Wappen ist das Reiterbild des heil. Martin, das mit den seitlichen Pilastern und den zierlichen Ranken des oberen Nischenabschlusses ganz auf dem Boden der Renaissance steht, seinen Hauptwerth aber durch die geschickte Behandlung des Pferdes erhält. Das Bildwerk ist von grünem Pfälzer Sandstein hergestellt. Schneider setzt es in die Zeit von etwa 1540 und glaubt in ihm ein Werk Peter Flötners, des Schöpfers des Mainzer Marktbrunnens, erkennen zu sollen.

Prälät Schneider hat durch seine Abhandlung, für die er bis dahin nicht herangezogene Archivalien des alten Domstiftes, die im Königlichen Kreisarchiv in Würzburg aufgehoben werden, verworthen konnte und durch die Einführung der besprochenen Bildwerke in die Oeffentlichkeit ein neues Blatt für den Kranz seiner Verdienste um die Kunstgeschichte der Stadt Mainz geliefert. M.

Prells Haus in Bamberg (vgl. S. 4 d. Bl.). Das Königl. bayerische Staatsministerium des Innern hat auf das Gutachten des Königlichen Generalconservators hin der Beschwerde des Magistrats von Bamberg gegen die Regierungsentschließung Folge gegeben und verfügt, „dafs den auf Erhaltung des alterthümlichen Städtebildes gerichteten Bestrebungen des dortigen Stadtmagistrats nicht weiter entgegenzutreten sei“. Das für Bambergs Architektur so charakteristische Prells Haus bleibt also an Ort und Stelle erhalten. wms.

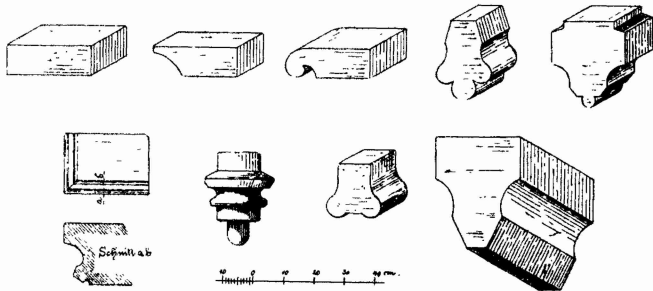
Das Nassauer Haus in Nürnberg.*). Die im Interesse der Denkmalpflege höchst dankenswerthen Bemühungen und Mafsnahmen des Nürnberger Magistrats, das Nassauer Haus vor Schändung zu wahren und unverändert der Mit- und Nachwelt zu erhalten, scheinen von Erfolg gekrönt zu sein, denn, wie man uns mittheilt, hat die Kreisregierung die Beschwerde der Schlüsselfelderschen Stiftung gegen den Magistratsbeschlufs, welcher den beabsichtigten Umbau untersagte, abgewiesen. In der Regierungsentschließung ist bemerkt, dafs die angefochtene ortspolizeiliche Vorschrift auch vom Ministerium gutgeheifsen werde.

*) Vgl. Jahrg. 1899, S. 34, 42, 59, 105.

*) Hohenzollern-Jahrbuch 1899. Die Brandenburgische Domstifts-Curie zu Mainz. Von Friedrich Schneider. Berlin und Leipzig, Giesecke u. Devrient. 14 Seiten in 4^o, mit 1 Tafel und 11 Abbildungen im Text.

Das Bergschloß in Füssen. Zu der Mittheilung in der vorigen Nr. 1 (S. 7) der „Denkmalpflege“ möge nachgetragen werden, daß die Burg von dem Augsburger Bischof Friedrich von Zollern (1484 bis 1505) erbaut wurde. Der 1499 vollendete malerische Schmuck der am Burghof liegenden drei Längs- und zwei Giebelfronten ist kaum eine „rohe Tüchmalerei“ zu nennen, sondern darf als gute decorative Malerei bezeichnet werden, welcher ein seltenes Beispiel eines mittelalterlichen in Frescotechnik ausgeführten Façadenschmuckes giebt. Die in Gegenden mit gutem Hausteine plastisch ausgeführten Fenster- und Thürumrahmungen, Malswerkefriese und Erker sind hier in Grau und Gelb gemalt, und mit einfachen Mitteln ist eine reiche Wirkung erzielt. Nach einem Gutachten des Königlichen Generalconservatoriums der Kunstdenkmäler und Alterthümer Bayerns ist die Wiederinstandsetzung der Malerei vom zuständigen Königlichen Staatsministerium beschlossen worden und wird in der alten Frescotechnik in Angriff genommen werden, sobald die Verlegung einer im Schlosse untergebrachten Justizbehörde die Verkleinerung der in den sechziger Jahren vergrößerten Fenster in einem Bautheil des Schlosses gestattet ist, und so die Wiederherstellung der alten Bemalung an allen Hoffronten ermöglicht. Im Inneren sind eine Anzahl von Zimmern und die Capelle, welche im 17. Jahrhundert mit Stuccodecoration versehen wurden, theilweise bereits wiederhergestellt. wms.

Alte Backsteine. Gelegentlich der im vorigen Jahre bewirkten Anlage einer Wasserleitung für das jetzt als Seminar eingerichtete ehemalige, an der Grenze zwischen der Provinz Posen und der Mark liegende Cistercienserkloster Paradies wurden bei den erforder-



lichen Erdarbeiten die vorstehend zusammengestellten Formsteine der alten gothischen Kirche gefunden. Die Gründung von Kloster und Kirche Paradies erfolgte im Jahre 1230; eine Feuersbrunst zerstörte am 10. April 1633 die ganze Anlage, die dann im Renaissancestil wieder errichtet wurde. Die dunkelrothen Steine bestehen aus gleichmäßiger, gut durchgearbeiteter Masse mit glatten Flächen und scharfen Kanten und zeigen sehr feine Gliederung. Mit Ausnahme der kleinen Rippensteine sowie der „Werkstücke“ sind die meisten Steine 28 bis 30 cm lang, 14 cm breit und 10 bis 12 cm hoch, Maße, welche mit den Abmessungen der in ähnlicher Weise gefundenen Steine des 1297 gegründeten, aber eingegangenen Dominikanerklosters in Berlin*) fast übereinstimmen, während die Steine in den Formen jedoch nicht unwesentlich von einander abweichen. Die gefundenen Steine werden im Seminargebäude in Paradies aufbewahrt. Wilcke.

Neidkopf. Der Vermuthung des Herrn G. H. in Nr. 16 d. v. J. der Denkmalpflege, daß der Neidkopf nur einer Laune der Steinmetzen seinen Ursprung verdanke, stehen verschiedene Thatsachen gegenüber, die auf die zuerst ausgesprochene Deutung schließen lassen. Gewiß giebt es auch Köpfe mit ausgestreckten Zungen, die lediglich aus scherzhaften Gründen angebracht worden sind, obwohl auch bei ihnen die Annahme nicht fern liegt, daß sie nur unbewusste Weiterbildungen eines uralten Gebrauches sind. Solche befinden sich nicht selten an Schluß- und Kragsteinen, z. B. in Pritzwalk und Alt Krüssow, während der Neidkopf da, wo er noch als Sinnbild erscheint, über dem Haupteingang angebracht ist. Zudem sprechen es einzelne Hausinschriften geradezu aus, daß sie eine Abwehr feindlicher Gewalten seien, und bezeugen dadurch für sich denselben Ursprung. Solche Inschriften sind von dem Unterzeichneten gesammelt und veröffentlicht worden (Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde d. M. Brandenburg 1898, S. 286 u. f.); sie kommen vor in Oldersum, Emden, Groningen, Hildesheim, Müdlich und Seedorf bei Lenzen, ferner in Halberstadt, Goslar, Brunsrode, Büdingen, Perleberg, Glogau, Sagan, Friedersdorf a. d. Queis, auch in Bayern; kurz fast in ganz Deutschland. Da ferner ein altisländisches Gesetz es verbietet, mit einem Schiffe gegen das Land zu fahren,

das am Bug einen Kopf hat, da auch weiterhin in der nordischen Egilsage „Neidstangen“ zu dem Zwecke errichtet werden, um einen Gegner zu vernichten, so wird auch die Herkunft aus heidnischer Zeit ebenso wahrscheinlich gemacht, wie die Erklärung des Neidkopfes als Abwehr-Sinnbild. Robert Mielke.

Der Palazzo Ducale in Venedig zeigt im zweiten Obergeschosse seiner S. Giorgio zugewandten Südseite rechts vom Beschauer zwei spitzbogige Fenster, welche durch je zwei Säulchen getheilt und mit Malswerk geschmückt sind, während die übrigen zehn Fensteröffnungen jenes Geschosses, von welchen vier auf jener Südseite, sechs an der der Biblioteca di Sansovino zugewandten Westfront sich befinden, jene Triforien nicht besitzen. In neuester Zeit ist der Plan aufgetaucht, auch jene leeren Fenster mit den gleichen Triforien zu bereichern. Dieser Gedanke hat einen lebhaften Meinungsaustausch hervorgerufen. Auf der einen Seite steht die Società per l'arte pubblica, auf der anderen gleichfalls sachverständige Männer, unter ihnen Camillo Boito. Während die erste Partei nach den Grundlagen fragt, auf welchen die Ausführung fußen will, widmet Camillo Boito in der Nuova Antologia, fasc. 671 vom 1. December v. J., S. 539 u. f., der Frage eine eingehende Besprechung. Nach einer baugeschichtlichen Untersuchung führt er aus, daß alle Abbildungen, welche den Palast vor dem Brande wiedergeben, die Triforien zeigen, einschließlichs jenes früher Albrecht Dürer zugeschriebenen Holzschnittes von 1500 und des großen Bildes von Gentile Bellini in der Accademia in Venedig, welches einen Umzug auf der Piazza di S. Marco darstellt. Er wendet sich dann gegen die drei hauptsächlichsten Einwände der Gegner, die sich darauf stützen, daß fünfzehn angeblich der besten Architekten des 16. Jahrhunderts, darunter Palladio und dal Ponte, nach dem Brande 1577 übereinstimmten, die Triforien nicht mehr herzustellen, daß schon vor dem Brande 1552 in den Sälen das Bedürfnis nach mehr Licht empfunden worden, und daß auch thatsächlich zum Genus der Gemälde mehr Licht erforderlich sei. Zur Widerlegung des ersten Einwandes führt Boito jenes Gutachten an, in welchem Palladio nach längeren Betrachtungen über den Dogenpalast zu dem Ergebniss kommt, daß man denselben unten auf sehr große Pfeiler stellen müsse, und daß oberhalb derselben, also in der zierlichen Galerie des ersten Obergeschosses, alle Oeffnungen ausgemauert werden müßten; zwei andere von jenen fünfzehn Baukünstlern erklärten den Palast rundweg als häßlich. Hieraus mag immerhin zur Gentile hervorgehen, daß jene Männer kein Verständniß hatten für die eigenartige Schönheit des Gebäudes, die auch wir erst voll erfassen, wenn wir die inneren Bedingungen berücksichtigen, die hier zur Aussprache kommen. Daß damals der Palast gleichwohl nach dem früheren Bestande wiederhergestellt wurde, verdankt man dem conservativen Geist, der alle Entschliessungen der Regierung beherrschte, dann aber der Nothwendigkeit zu sparen und die Arbeiten rasch zu vollenden. Zur Widerlegung der übrigen Einwände sucht Boito den Nachweis zu erbringen, daß viele von den hervorragendsten Bildern, welche in jenen Räumen aufgehängt sind, zu einer Zeit gemalt wurden, wo die ursprünglichen Triforien noch vorhanden waren, und daß sohin mit den Verhältnissen gerechnet worden sei.

Die erste Gruppe giebt zu, daß die Wiederherstellung der Triforien mit den beiden übrig gebliebenen dreigetheilten Fenstern und der ganzen Front in guter Uebereinstimmung sich befinden würde, setzt aber voraus, daß die Ergänzung ohne jeden Schatten der Ungefahr vorgenommen werde. Corrado Ricci knüpft hieran im „Corriere della Sera“ vom 29./30. November v. J. den Wunsch, der Plan möge genau studirt werden, und dann solle geschehen, was die Rücksicht auf dieses unvergleichliche Baudenkmal erfordere. Diesem Wunsche können wir uns nur eindrucklichst anschließen, denn zweifellos hatte Professor Pietro Paoletti, der jetzt unter den Gegnern steht, Recht, wenn er früher in seinem Werke über l'Architettura e scultura del Rinascimento a Venezia schrieb, daß jene Triforien mit der Bekrönung des Palastes, mit der Behandlung der unteren Geschosse und der Ecken in schöner Uebereinstimmung sich befänden, und daß sie eine Vermittlung zwischen der Wucht der oberen Masse und der Leichtigkeit der unteren Geschosse bilden würden, aber ebenso zweifellos hat die erste Gruppe Recht, wenn sie vor allem sichere Nachweise für das frühere Vorhandensein der Triforien fordert, und der Wunsch nach Prüfung der Frage sine ira et studio wird ein allgemeiner sein. — Dr. G. —

Inhalt: Die Wiederherstellung des Schüttings in Bremen. — Zur Frage nach dem Ursprung der Rolandsäulen. — Die Wiederherstellung des Schlosses Chillon und die dabei gemachten Funde. — Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover. — Vermischtes: Aus dem preussischen Staatshaushaltsplan für 1900. — Die Brandenburgische Domstifts-Curie in Mainz. — Prells Haus in Bamberg. — Das Nassauer Haus in Nürnberg. — Das Bergschloß in Füssen. — Alte Backsteine. — Neidkopf. — Palazzo Ducale in Venedig.

*) Vgl. Centralblatt der Bauverwaltung Jahrg. 1893, S. 531; auch Jahrg. 1894, S. 108 über alte, in Potsdam gefundene Ziegelsteine.